

Gastkolumne

In der Schweiz sollten alle einen Bürgerdienst leisten

Ein obligatorischer Einsatz fürs Gemeinwohl würde Verständnis fördern zwischen Stadt und Land und zwischen den Generationen



Paul Widmer

Am 1. August wurde viel über den Stadt-Land-Graben geredet. Zu Recht. Er bildet den ältesten Konfliktstoff in der Schweiz. Das Stanser Verkommen, die Bauernkriege, die Zunftprivilegien, die Basler Kantonstrennung: Immer wieder entzündeten sich an den unterschiedlichen Interessen von Stadt und Land Konflikte.

Nun bahnt sich neuer Streit an. An der Oberfläche geht es um Geld und mangelndes gegenseitiges Verständnis, in der Tiefe jedoch um unser Verhältnis zur Demokratie, um die Eigenverantwortung. In den rot-grünen Städten sind in den letzten Jahren Wohlfühlzonen entstanden, deren Profiteure hohe Ansprüche an die Leistungen des Staates stellen, selber jedoch kaum mit Eigenleistungen einspringen. Ansprüche und Leistung klaffen auseinander. Anders sieht es auf dem Land aus, wo die Bürger noch vieles selbst an die Hand nehmen.

Unsere von unten aufgebaute Demokratie lebt von der Mitarbeit der Bürger. Wer die Folgen eines Entscheids tragen muss, soll auch daran beteiligt sein. Dank Volksrechten und Föderalismus ist dies in der Schweiz weitgehend der Fall. Subsidiarität bedeutet bei uns, Kompetenzen nur dann nach oben abzugeben, wenn man sie auf unterer Stufe nicht adäquat behandeln kann. In vielen

Ländern, auch in der EU, bedeutet der Begriff das pure Gegenteil: Die oberste Gewalt entscheidet, welche Kompetenzen sie nach unten abgibt - meistens nicht viele.

Das Schweizer Modell ist anspruchsvoll. Es genügt nicht, nur an Wahlen und Abstimmungen teilzunehmen. Vielmehr muss der Bürger auch Verantwortung übernehmen. Statt eine Aufgabe nach der andern an den Staat abzuschieben, sollte er diesen mit Eigenleistungen entlasten. Das geht nur in einer politischen Kultur mit Sinn für das Gemeinwohl. Am deutlichsten zeigt sich das im Milizwesen.

Leider schwindet die Milizbereitschaft immer mehr, besonders in den Grossstädten. Dort beklagen sich die meisten Freiwilligenverbände über mangelnden Nachwuchs. Nur wenige lassen sich noch langfristig für das Gemeinwohl engagieren. Wie dramatisch der Schwund ist, belegt die Miliz-Feuerwehr. Schweizweit ist der Bestand von 200 000 Mann vor zwanzig Jahren auf heute 80 000 geschrumpft.

So kann es nicht weitergehen. Wir müssen über neue Formen des Bürgerdienstes nachdenken. Sollte die Schweiz den Wehrdienst für Männer mit einer allgemeinen Bürgerpflicht für Männer und Frauen erweitern? Ein solcher Einsatz verschaffte den Teilnehmern nebst dem Dienst am Gemeinwesen auch Erfahrungen ausserhalb des eigenen Milieus. Er würde somit auch das Verständnis zwischen Stadt und Land, den Landesteilen und den Generationen festigen.

Wie weit wir uns auseinandergeliebt haben, erfuhr ich deutlich, als ich jüngst aus dem graffitiverschmierten Bern nach Niederbüren fuhr, um die 1.-August-Rede zu halten. Niederbüren ist ein gepflegtes Dorf im sanktgallischen Fürstentum. Mit seinen regen



ILLUSTRATION: GABI KOPF



In den linken Städten sind Wohlfühlzonen entstanden, deren Profiteure hohe Ansprüche an den Staat stellen, jedoch kaum selbst Eigenleistungen erbringen.

Vereinen besitzt es ein attraktives soziales Kapital für Einheimische wie Zuzüger. Den Anlass hatten der Feuerwehrverein und der Männerchor organisiert. Mit grossem Erfolg. Von 1500 Gemeindebewohnern nahmen etwa 300 an der Feier teil, sage und schreibe zwanzig Prozent der Bevölkerung.

Vereine schaffen Identität. Sie fördern die Integration, auch jene von Ausländern. Hautnah können diese erfahren, was Demokratie in der Schweiz bedeutet, wie das Vereinsleben mit der Gemeindeautonomie verflochten ist. Man könnte diesen Prozess noch fördern, indem man integrationswilligen Ausländern auf Gemeindeebene das Stimmrecht einräumt, sozusagen als Vorstufe zum Schweizer Bürgerrecht. Wir verdanken hochmotivierten Secondos viel.

Aber die Linke zielt in eine andere Richtung. SP-Co-Präsident Cédric Wermuth hat im Namen seiner Fraktion im Nationalrat eine Initiative eingereicht, wonach jeder Ausländer, der einige Jahre unter uns gelebt hat oder hier geboren wurde, Anspruch auf das Schweizer Bürgerrecht haben soll. Integration, selbst in minimier Form, ist nicht mehr nötig. Es genügt, ein paar formale Kriterien zu erfüllen. Um das Mass voll zu machen, sollen die Einbürgerungen auf Kosten der Alt-Bürger erfolgen. Diese dürfen nicht mehr entscheiden, wen sie einbürgern wollen. Das steht einzig dem Bund zu.

Auf dem Land, wo man Eigenverantwortung noch ernst nimmt, tönen solche Forderungen wie Hohn. Der Linke, vornehmlich in den Städten zu Hause, scheint der Sinn für das Wesen unserer Demokratie abhandengekommen zu sein. Der Stadt-Land-Graben hat sich in der Tat bedrohlich vertieft.

Paul Widmer ist Diplomat und Sachbuchautor.

Medienkritik

Wie Medien etwas bewegen können



Aline Wanner

Journalist der Woche ist ein Fotograf: Konstantinos Tsakalidis. Er reiste vergangenen Sonntag auf die griechische Insel Euböa, die in Flammen stand, und schaffte es, ein grosses und für viele Menschen abstraktes Problem in einem Bild einzufangen, das um die Welt ging. Es zeigt eine alte Frau, Panayiota Noumidi, 81, die ihren Mund aufreisst und sich mit der Hand ans Herz fasst. Hinter ihr brennt orange ihre Heimat, aus der sie flüchten muss.

Das Bild, das auch auf der Titelseite der NZZ zu sehen war, lässt einen hinschauen und beschäftigt einen immer wieder. Oder wie es eine der Kommentatorinnen auf Tsakalidis' Instagram-Profil formulierte: «Ich fühle alles, und es wird mich für immer verfolgen.» Ein Journalist der «Washington Post» schrieb, das Foto sei «erschütternd und seine Konstruktion kraftvoll». Die Verzweiflung im Gesicht der Frau, die Ausweglosigkeit ihrer Situation: Man findet sofort einen Zugang, fühlt mit, stellt sich vor, wie es wäre, wenn man selbst vor dem Feuer davonrennen müsste.

Konstantinos Tsakalidis sagt, er habe sein Auto in der Nähe des Hauses von Noumidi abgestellt. Als er weggefahren sei, habe er sie sofort gesehen, wie sie sich unbeholfen bewegt und nach ihrem Mann gerufen habe, den sie nicht finden konnte. «Ich dachte, es sei ein starkes Bild, aber ich konnte mir nicht vorstellen, was folgte.»

Nie gab es mehr Bilder auf der Welt, und dennoch hat das Medium Fotografie nichts von seiner Kraft eingebüsst. Die Medienbranche ist zwar ein Ort des radikalen Wandels, aber gewisse Regeln ändern sich nicht. Wer hinausgeht und im richtigen Moment die richtige Geschichte erzählt, kann etwas bewegen - oder zumindest zum Nachdenken anregen. In einem Sommer, in dem der Klimawandel so nah und präsent ist wie kaum je zuvor, wurde plötzlich klar: Wir alle könnten Panayiota Noumidi sein.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Hilfe, mein Sohn ist verliebt!



Patrick Imhasly

Eben erst waren sie noch Kinder, die über Witze wie diesen herzlich gelacht haben: «Was ist der Unterschied zwischen einem Turm? Je höher, desto dingdong!» Heute quittieren sie meine Versuche, lustig zu sein, mit einem peinlich berührten, aber immerhin verständnisvollen Blick. Unsere beiden Söhne sind drauf und dran, erwachsen zu werden: Sie stecken in der Pubertät, der jüngere am Anfang, der ältere auf halbem Weg. Jetzt können meine Frau und ich nur noch hoffen, dass wir unseren Job in den letzten fünfzehn Jahren gut gemacht und ihnen deutlich genug vorgelebt haben, was uns wichtig ist. Der Ältere verbringt inzwischen mehr Zeit auswärts als zu Hause. Meine kleinkarierten

Aufforderungen, er möge endlich Ordnung in sein Zimmer bringen und im Hinblick auf das bald beginnende neue Schuljahr sein Pult ausmisten, quittiert er jeweils mit einem feierlichen Versprechen - geschehen ist seit Wochen nichts. Wenn er glaubt, ungerecht behandelt zu werden, erfasst ihn ein heiliger Zorn. In solchen Situationen wage ich es nicht mehr, mich zwecks Nachdruck meiner Argumente vor ihm aufzubauen, denn er ist bald grösser und kräftiger als ich.

«Die Eltern sollen den Jugendlichen immer klipp und klar sagen, was sie denken, die Verantwortung für ihr Verhalten aber ihnen übergeben. Verbote können kaum mehr durchgesetzt werden.» Das erklärte mir vor ein paar Jahren Remo Largo - der viel zu früh verstorbene Zürcher Kinderarzt - in einem Interview. Erst jetzt ist mir bewusst geworden, was der unermüdliche Fürsprecher der Kinder und Jugendlichen damals meinte. Largo war auch überzeugt davon, dass Teenager «völlig zu Unrecht» einen schlechten Ruf haben. «Früher wurden die Jungen sehr stark über Vorschriften eingeeengt, doch weil die althergebrachten Autoritäten ihre Bedeutung verloren haben, ist das

Sozialverhalten der Jungen heute viel mehr von Beziehungen geprägt», sagte er. Auch das kann ich nun aus eigener Erfahrung bestätigen - es ist ein wunderbares, wenn auch ziemlich anstrengendes Phänomen.

Seit längerem pflegt unser älterer Sohn eine enge Freundschaft zu einem Mädchen. Die beiden sind sich so vertraut wie Hänsel und Gretel. Sie erzählen sich alles, kochen miteinander und trösten sich gegenseitig. Zusammen als Paar waren sie nie, und unsere Frage «Warum nicht?» fand er völlig abwegig. Seit kurzem hat er zum ersten Mal eine Freundin, die auch er als solche bezeichnet. Und er hat uns nicht nur sehr früh in diese Beziehung eingeweiht, sondern wollte seine Freundin schon ein paar Tage später zum Abendessen nach Hause bringen. Meine Frau und ich waren von diesem forschen Tempo zwar etwas überfordert, stimmten dann aber natürlich zu.

Am besagten Tag, einem Sonntag, überstürzten sich die Ereignisse. Am frühen Morgen erklärte uns unser Sohn zunächst, seine Freundin komme nun doch nicht, da ihre Familie am Abend Besuch habe. Ich fühlte mich erleichtert, weil mir das mehr



Wie meinte doch der Kinderarzt Remo Largo: «Es gibt keine Gewissheit, als Vater auf dem richtigen Weg zu sein.»

Zeit verschaffen würde, mich auf die laufenden Veränderungen im Gefüge unserer Familie einzustellen. Doch als ich nach dem Joggen entspannt unter der Dusche stand, klopfte es plötzlich an die Türe des Badezimmers: «Planänderung!», rief mein Sohn: «Ich werde jetzt meine Freundin abholen und sie euch vorstellen.» Ich schaffte es gerade noch, mich abzutrocknen und anzuziehen, als sie schon in der Wohnung stand. Meine Frau überliess das Reden fieserweise mir. Wir sassen eine Viertelstunde zusammen in der Küche, und ich habe irgendetwas vor mich hin gebrabbelt. Dann verschwanden die beiden im Zimmer unseres Sohnes, und der Spuk war fürs Erste vorbei.

Hilfe, mein Sohn ist verliebt!, kann ich da nur sagen. Ich will mir gar nicht ausmalen, wie das weitergeht. Wie meinte doch Remo Largo: «Es gibt keine Gewissheit, als Vater auf dem richtigen Weg zu sein. Die Pubertät ist und bleibt mit Risiken verbunden - für die Jugendlichen wie für die Eltern.» Na dann, gute Nacht.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».